

[www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/identitaeten/](http://www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/identitaeten/)

RICHARD OLIVER SCHULZ

# Identitäten

## Vergessen

Es rattert, räuspert sich im Dunkeln, schleimend im Räderwerk – und winselt im Dunst. Zieht seine Last hinterher, als sei sie ein schleimiges Tier. Drinnen röchelt es und spuckt im rostig vergilbten Motor. Ein ganzes Gesicht aus Röhren- und Räderwerk, das seine Wangen in Falten zieht, tiefe Furchen, dunkel, ohne Ganz, entstellt zur unkenntlichen Fratze. Grobe Maske, die sich listig schminkt in fettig-ölicher Tönung. Das Antlitz dahinter verborgen, das sich hineindenkt, hineinträumt, weiß-fahl, gebunden in schlaffe, hängende Haut, die lappenhaft nach allen Seiten fliehen möchte, sich spiegelt in der grauen nahrungslosen Glatze metallener Innenwände. Wenn ich die Augen öffne, dem Traum zu entfliehen, der mich gefangen hält, bevor ich sie wieder schließe, erspähe ich weißes Leuchten, wie einen Blitz auf regenglatten Straßen. Es ist ein reiner, blitzender Schein, von Leitplanken wiedergegeben, in denen der Himmel sich spiegelt. Er erfüllt mich innerlich mit Klarheit, während ich die Augen wieder schließe. So fährt der Wagen dahin. Vergessen, Vergessen in endloser Tiefe. Ich schlafe hinten auf dem Autorücksitz neben meinem Bruder. Der weiße Lichtblitz winkt mir wie aus großer Tiefe zu. Er gewährt mir einen Blick in Tiefen, die die Zeit bereithält, Tiefen, die sich mir auf regennassen Straßen öffnen, da ist die Zeit auf ewig für mich bereit und hat nicht Anfang und Ende.

Wir haben Freiburg erreicht. Einer robusten Nadel gleich entringt sich der Münsterturm trübem Gemäuer. Der elterliche Wagen braust durch lange Straßen. Hinter dem Bahnhof wird die Gegend ruhiger. Eine Seitenstraße zeigt uns eine grüne Wiese. Nebel steigt dort auf. Und dann die Herz-Jesu-Kirche! Nicht unweit vom Großelternhaus, schräg gegenüber gelegen. Zwei Türme mit Spitzdach und drohender Turmuhr, bereit, die Stunde zu schlagen. Wir parken den Wagen am Rande der Wiese und steigen aus. Auf der Wannerstraße, welche am Rand der Grünanlagen entlangführt, muss ich erbrechen, ich übergebe mich heftig. Ich habe im Auto geschlafen. Das

hat mir nicht gut getan. Mein Vater möchte protestieren, aber was will er schon machen? Er muss es erdulden. Schamgerötet steht er am Straßenrand und wendet den Blick ab. Schließlich hat er es zum Teil auch selbst verschuldet. Er ist durch so viele Kurven gefahren, während ich auf dem Rücksitz lag, ins eigene Innere tief versunken und ohne Blickkontakt zur Umgebung, durch die sich das Fahrzeug bewegt. Endlich habe ich mich ausgekotzt. Ich stöhne nur, und in mein Stöhnen mischt sich Erleichterung. Schleimfäden strömen aus meinem Mund bis ganz hinunter in das Wiesengrün. Ich hechle erleichtert nach Atem. Endlich glaubt mein Vater, alles sei in Ordnung. Da muss sich endlich auch mein kleiner Bruder übergeben. Er tut es ausgiebig und lange. Besorgt und ratlos steht die Mutter ihm zur Seite. Aber es ist nicht so schlimm, dass sie eingreifen müsste. „Seid ihr fertig?“, fragt der Vater zögerlich, während die Röte aus seinem Gesicht verschwindet. Wir bejahen nickend. Dabei würgt uns der letzte Vagus-Reflex im Rachen. „Dann kommt jetzt“, sagt der Vater, sicherer geworden. „Kommt jetzt!“ Es klingt befehlend, aber wir wissen: So ist es mitnichten gemeint, er kann nicht anders. Er ist ein gutmütiger Mann, aber er zweifelt viel. Er muss sich selber einen Stoß versetzen, um sich seiner selbst bewusst zu sein. Im Grunde befiehlt er sich selbst. Es kostet ihn Mut voranzuschreiten. Wir unterstützen ihn in seinem Entschluss und schreiten voran. Das Haus des Großelternpaares ist bald erreicht. Es liegt am Rande der Wannerstraße, vis-à-vis der grünen Wiese, auf der die Herz-Jesu-Kirche steht. Das große Mietshaus, das den Großeltern gehört, fügt sich fast nahtlos in die Häuserreihe ein. Allein den Eltern ist es zu finden vergönnt. Wir Brüder hätten es nicht mehr gefunden. Man erkennt es an der roten Sandsteinfarbe. Ich erinnere mich erst wieder, als wir vor ihm stehen. Dann erst fallen mir alle Merkmale wieder ein. Nun stehen wir schon vor dem Hauseingang, der mir vertraut erscheint. Wir stehen zu viert und zögern. Der Vater läutet. Man hört Schritte. Sie kommen die Treppe herunter. Jemand öffnet. Ein alter Mann mit runzeliger Haut tritt uns entgegen. Es ist mein alter Opa Gustav Scholle. Er wiegt den schmalen Kopf, der pergamentartig und rissig ist, senkt ihn, Gedörertes umkleidet ihn, auf dem das bleiche Haar nicht spärlich wuchert, ein Leib, der, wie mir scheint, noch lebend in Verwesung übergeht. Auf der Nase, welche groß hervorragt, sitzt die Brille, klemmt sich in den Wangen fest wie ein seltsam lackiertes Tier, klemmt sich fest. Eine Frau mit schwammigem Gesicht, gekrümmt der gebrechliche Leib, gestützt auf den Stock, folgt ihm von hinten. Die Großeltern, Eltern des Vaters, begrüßen uns, als wir den Gang betreten. Wir begleiten sie die steinerne Treppe hinauf in ihre Wohnung, meine Eltern, mein Bruder und ich. Die Treppe ist steinern und kalt und die Stufen sind dunkelrot. Der Laufgriff des Treppengeländers besteht aus Holz, das Geländer selbst – geschnörkelter tief-schwarzer Marmor. Durch die Fenster vor dem Zwischenflur fällt fahles Licht. Mühsam schleppen sich die Großeltern nach oben.

Es ist wie in uralten Zeiten. Als ob da ein Ereignis, einem anderen, an das es erinnert, fast gleich, dieses andere verdeckte, selbst vergangen und bereits Erinnerung, derart, dass das gegenwärtige Erleben gleichsam zwischen beiden sich in der Schwebelage hält, als sei es nicht wirklich und nicht mehr vorhanden und selbst schon vergangen. Als habe es gleichsam zurückgefunden

zum Gleichen, welches doppelt in sich selbst dasselbe bleibt. Wer will sich ihm entziehen? Gebannt zur Einheit ist das Offene und Abgeschlossene. Wer will dem Eindruck entfliehen, der übermächtig Gegenwärtiges umspannt und überflügelt und uns keine Wahl lässt zu entscheiden? Wir gehen die steinernen Stufen hinauf. Wir fassen das schwarze Geländer aus kaltem Marmor. Es drängt uns hinauf. Eine Umkehr ist unmöglich. In die Gegenwart gebannt ist das Vergangene. Wir können nicht anders, indem wir das Kommende ahnen, hinauf, hinauf! Der alte Opa Gustav und Oma Luise gehen voran. Wir müssen dem Großvater folgen. Wir sehen das Kommende ahnend, unausweichlich. Aber ein Schatten ist wie darübergerbreitet. Das Licht, das durch die Fensterscheiben ins Treppenhaus flutet, ist fahl und weiß. Die Treppe ist abgedunkelt, hinauf, hinauf. Das Gegenwärtige ist abgeschlossen – und vorweggenommen. Die Besuche gleichen sich an jedem Sonntag. Gegenwart ist im Vergangenen beschlossen. Ich ahne, was uns erwartet, weiß es aber nicht sicher. Ein dünner Lichtschein verweist noch auf Offenes, führt vielleicht noch in die Freiheit. Dann sind wir oben bei der Wohnung angekommen und stehen vor einer verschlossenen Türe. Sie ist aus Holz und grau gestrichen und trübe, grünliche Scheibengläser sind eingesetzt. Der Großvater Gustav, der uns vorangeht, schließt auf und lässt uns hinein. Wir treten in das Innere der Wohnung. Und ich weiß, dass dieses Eintreten zu einem Ritual gehört, das immer wiederkehrt und das dieselbe Zeit immer wieder in sich kreisen lässt. Es entsteht der Eindruck, dass die Zeit in ihrer Wiederholung jeden Sonntag nie vergehen kann, ich möchte es glauben, aber ich denke, dass es sich in Wirklichkeit nicht so verhält. Wer hält die entflozene Zeit? Und haltend fliehen wir mit ihr. Wir sind in ihr ganz „in“. Und doch: Es winkt uns ein Ausweg, wenn wir nur den Augenblick ergreifen. Aber wer gibt uns den Überblick? Warum erkennen wir nicht, worauf wir Einfluss haben, und warum sehen wir nur, was nicht mehr beeinflussbar ist?

Dann durchschreiten wir die Wohnung, einen Gang entlang, zur Rechten die Küche. Von der Küche flutet fahles Licht herein. Da winkt eine Welt aus Schatten uns herüber, als ob Wald und Berge uns herüberschatten, beruhigend uns bergend, aber der Himmel draußen ist leer. Es ist nur ein Wink. Die Schatten ziehen vorüber. Wir lassen uns nicht darauf ein. Hätten wir die Küche rechts betreten, eine langgestreckte Küche, hätten wir das Waschbecken gefunden, in seinem grauen Metallton, in ihm den Spiegel von Schatten, wie sie vom Fenster kommen. Es ist eine Küche, wie sie auch die Urgroßmutter hat in meiner Heimatstadt. Sie ist der Küche der Urgroßmutter nahezu gleich. Wir aber lassen die Schatten rechts liegen. Wir schreiten vorüber. Später zur Linken der Hauptraum. Wenn man durch die Tür der alten Wohnung tritt, befindet sich links die Couch. Eine große, graue Couch. Darüber hängt ein Bild: Bauern bei der Heuernte im Feld. Bauern mit Hüten auf vorgegebenem Weg, Rechen und Gabeln geschultert. Viele Haufen sind schon aufgeworfen. Der Himmel zeigt wässrige Bläue. Förmlich erfühlt man den schwülen Sommertag. Die Bauern schauen nicht nach rechts und links. Gefangen im Tage. Doch ist es ein anderer Tag, der droben im Bilde hängt. Ein schwüler und selbstvergessener Tag, ein Tag im Sommer. Es droht ein schwüler Sommernachmittag. Er ist drohend, weil er selbstvergessen ist.

Vergessener Mensch, ins Heu gebannt. In Traditionen gebunden. Zitternd vor dem Verlust, im Willen, heimisch zu werden. Ich sehe, auf welchen schmalen Pfaden die Bauern wandeln, da im Meer von Heu. Es ist ein unheimliches Bild, ein Bild, das Heimat heuchelt, doch ist es gewollte Heimat. Wer kann sich heimisch fühlen in ihr?

Vom Wohnzimmer aus hat man einen Blick auf den seitlichen rechten Turm der Herz-Jesu-Kirche, der eine Turmuhr enthält. Mächtig ragt der Turm nach oben auf, ein Fels in der Brandung nagen-der Zeit, und die Turmuhr, die zur Seite sieht und uns die Stunde schlägt, droht mit Vergehen, Vergehen in jedem gelebten Moment. Jeden, der sich nicht der Kirche unterwirft, bedroht sie mit Verdammung.

Das Fenster, aus dem mein Blick fällt, es ist ein anderes, als es zu sein scheint, ein anderes, ähnliches Glied aus einer Gesamtheit, ein Glied, das frei für sich spielt – dort irgendwo in bruchstückhafter Gegenwart, den Kontext nicht kennend. Und so auch die Wohnung. Etwas Ähnliches, das doch dasselbe ist, trotz deutlichen Widerspruchs. Tatsächlich haben auch die Eltern meiner Mutter so ein Mietshaus in Besitz. Und auch die Großmutter der Mutter, die Mutter der Mutter der Mutter, besitzt ein Mietshaus in der Stadt, in der ich wohne, sogar in derselben Straße wie die Eltern meiner Mutter. Die Häuser und die Wohnungen in ihnen sind einander ähnlich. Und sie ähneln auch der Wohnung in der Wannerstraße hier in Freiburg. Das Gleiche in sich selbst, ist es doch anders. Es müssen zwei Wohnungen sein, in Wahrheit zwei. Die Oma mag zwei Wohnungen haben. Aber ihr Ich ist gespalten mit dieser Wohnung. Es gleicht sich selbst nicht in ihr, es ist nicht dasselbe. Ein Wesen zwar, doch gleichsam verteilt auf zwei verschiedene Körper. Ein Wesen zwar, doch wieder anders in den unterschiedlichen Verkörperungen, nur eine Bewegung, eine Bedeutung, geheim in den Poren ihres Gesichtes verborgen, tief in dem Antlitz verwurzelt, das beider Bestreben zitternd vereint – und dennoch verschieden, jedes auf seine Weise. Kann es sein – ist da die Urgroßmutter aus der Heimatstadt? Auch sie besitzt ein Mietshaus. Die Urgroßmutter spiegelt sich in ihr, sie spiegelt sich wieder in Oma Luise, wie sie da sitzt, das Auge auf mich gerichtet, die Hände zitternd, aus denen manche Ader blau hervorspringt, wie in einem welken Rankenwerk, sie bannt mich durch den wassertrüben Blick der Augen. Da steigen dann Erinnerungen in mir auf, aus einer längst verflossenen Zeit, so scheint es mir ... da Vögel liefen mit langen Hälsen und buschig-flaumigem Nacken, Hiebe austeilend, in stumpfem Glanze erzitternd – sie erhoben den aschgrau gefiederten Kopf, liefen mit schnellenden Schnäbeln, schemenhaft fliehenden Leibern in einem von spärlichem Licht erfüllten Gang. Laufvögel aus einer anderen Zeit. Sie hacken und reißen den fetten, gedunsenen Menschen, der sich zum Schlafen gebettet hat, necken ihn, der seinem Lager entweicht, eh ihn der Schlaf erfasst hat, und er windet sich getrieben – mit seinem weichen, aufgedunsenen Bauch. Ich merke, dass ich abgetaucht bin in Gedanken. Die Wohnung und die alten Leute haben mich in Bann versetzt. Es aus frühen Kindertagen zu stammen, als ich die Wilhelm-Busch-Bücher betrachtete, zwei Bände meiner Eltern ohne Farbe, worin es gar zu wild und drohend schnellte im Laufe der Figuren. Aber eben solche Bilder, wie sie jetzt vor meinen Augen stehen, gab es dennoch nie in diesen Büchern,

wenn ich mich ernstlich erinnere. Ich frage mich, wie sie in mein Gedächtnis kamen. Zweifellos gab es Ähnlichkeiten. Möglich, dass die Bücher in der Tiefe meiner Seele ein unerschöpfliches Leben führen. Die Figuren in den Bildern übermannen mich, so wie es lebte, sich regte in diesen Bildern, nicht mehr als Ausdruck eines Künstlers, sondern als innerer Eindruck, ein eigenständiges Leben führend. Leben war in diesen Bildern, ursprünglich verliehen von der unsichtbaren Hand des Dichters, nun aber, der Obhut des Dichters entronnen, sich weiter entfaltend, dass ein neues, feuriges Gemälde sich daraus gestaltet. Selbstständige Bilder, die den Autor überflügelt haben, indem sie ein eigenes Leben gewannen. Ich werde der inneren Bilder nicht Herr. Sie überschlagen sich wie eine Sturmflut und begraben mich. Ich suche Halt an dem, was ich erblicke. Das Zimmer mit den Wänden bleibt konstant. Oma Luise sitzt ja nach wie vor im Sessel, das Kinn ruht auf dem Kragen ihrer Bluse wie auf einem Kissen. Sie hat die Augen geschlossen, ist eingeschlafen. Die Hände ruhen welk auf ihrem Schoß. Blau unterlaufen springen die Adern hervor, als flösse in ihnen wilder Wein. Tatsächlich erinnern sie mich an welches Rankenwerk.

Ich höre, wie der alte Opa Gustav sich mit meinem Vater unterhält. Er ist Jahrgang 1883. Früher ist er Schulmeister gewesen. Ich schiele in den Nebenraum hinüber, der durch eine Türe mit dem Wohnzimmer verbunden ist. Dort stehen auch die Bücherregale. Die Tür steht halb offen. Ich bemerke, wie mein Opa mit meinem Vater am Tisch sitzt und sie sich beraten. Ich sehe den Kopf des Opas. Ein langgestrecktes, ernstes Oval mit hängenden Wangen, harten Lippen und eisgrauem Blick. Die Haare sind weiß mit grauen Strähnen und dicht. Die Brille, schwarzgerändert, klemmt sich an der Nasenwurzel fest. Sie erinnert mich, sooft ich sie betrachte, an ein Tier, das Halt sucht, ein in sich verkrampftes, haltloses Tier. Und der Großvater spricht mit raunend angenehmer, gutturaler Stimme: „Der Alfie“, er meint mich, „geht ja jetzt inzwischen aufs Gymnasium. Wie lange denn schon?“

Ich höre die Stimme des Vaters, erhoben, leicht gepresst: „Seit etwa drei Monaten.“

„Da wird aber jetzt gelernt“, erwidert Opa Gustav. „Ich habe es ihm gleich gesagt. Da beginnt der Ernst des Lebens! Da wird jetzt gelernt! Wie macht er sich denn?“

„Na so lala. Er hat noch immer Schwierigkeiten in Mathematik. Ich weiß nicht, ist es Phobie? Er sagt, er könne keine Quadrate und Dreiecke sehen. Die sind ihm zu eckig. Außerdem findet er das Fach zu langweilig. Er kann ihm keinen Reiz abgewinnen. Rechnen macht ihm nicht Spaß und er verrechnet sich oft. In der Grundschule hat er zwar mit einer Drei abgeschlossen, aber da hätte er beinahe den Reifetest fürs Gymnasium nicht bestanden. Er hatte einen Schnitt von zwei Komma drei. Mit schlechter als zwei Komma fünf wäre er durchgefallen.“

„Ja und was wäre dann passiert?“, fragt der Großvater, Entsetzen in der Stimme.

„Dann hätte er die eigentliche Prüfung machen müssen. Wer den Test nicht besteht, muss die Prüfung machen. Wer da nicht schlechter als vier ist, kommt durch.“

„Na immerhin, das hätte er geschafft! Ausreichend hätte er sicher geschafft“, sagt Opa Gustav erleichtert. „Er war ja ganz gut in anderen Fächern, vor allem in Deutsch. Er hätte gewiss

bestanden.“

„Wer weiß. Aber seine guten Leistungen von früher nützen ihm leider jetzt nichts mehr. Auch in Deutsch ist er jetzt nicht mehr ganz so gut wie früher. Er hat da einen gewissen Herrn Schellhorn. Der stellt hohe Anforderungen an die Klasse. Besser als zwei kriegt da keiner. Wer eine Zwei im Aufsatz hat, dessen Arbeit wird von ihm, bevor er die Klausurhefte zurückgibt, sogar vor der Klasse öffentlich vorgelesen. Zweier sind äußerst selten. Die meisten in der Klasse stehen zwischen vier und fünf. Alfie hat Glück, wenn er die Drei hält. Das Problem ist: Schellhorn unterrichtet Alfies Klasse auch in Geographie. Hier sind die Anforderungen ebenfalls viel zu hoch. Er behandelt Alfies Kameraden wie Schüler der Oberstufe. Die meisten stehen momentan auf fünf, auch Alfie.“

„Na, da muss er aber lernen! Lernen, lernen, lernen!“

„Ja, das will ich meinen. Der Alfie ist halt schon ein komischer Kerl, ein richtiger Sonderling! Immer zu seltsamen Scherzen aufgelegt. Mit Herrn Schellhorn hat er es sich schon am ersten Tag verscherzt. Eine Zwei in Deutsch zu kriegen ist jetzt für ihn ganz unmöglich!“

„Warum denn?“

„In der ersten Deutschstunde ließ Herr Schellhorn die Schüler zusammengesetzte Substantive an die Tafel zeichnen. Die andren Schüler mussten dann erraten, was das Wort bedeutete. Da machten die meisten brav mit. Alfies Nachbar Peter zum Beispiel zeichnete ein Tintenfass und einen Fisch an die Tafel. Das gesuchte Wort war Tintenfisch.“

„Und Alfie?“

„Ja, Alfie kam gleich nach Peter. Er zeichnete ein umgekipptes Auto an die Tafel, aus dessen Boden der Hals einer Giraffe ragte. Keiner konnte das Wort erraten. Die Lösung war: Giraffenauto. Seitdem ist Alfie unter den Schülern als ‚der mit dem Giraffenauto‘ bekannt. Es hat sich schon in der ganzen Schule herumgesprochen.“

„Um Himmelswillen!“

„Ja, so wird man bekannt. Nicht durch Schriftstellerei, wie sich der Alfie das vorstellt, sondern durch Ulkerei. Ich habe keine Ahnung, was Alfie sich dabei gedacht hat. Bei Schellhorn ist er als potentieller Primus jedenfalls unten durch. Kann froh sein, wenn er eine Drei kriegt. Auf dem Elternabend fragte Schellhorn, ob der Alfie psychisch krank sei. Und ganz besonders wurmt mich die Sache mit seinen Noten in Geographie. Alfie steht auf fünf, was soll ich sagen. Und das, obwohl ich immer versucht habe, ihn für die Geographie zu begeistern, eines meiner Lieblingsfächer, wie du weißt.“

„Ja, das weiß ich wohl.“

„Dann weißt du auch, dass ich nichts unversucht gelassen habe.“

„Glaub ich wohl.“

„Am Anfang war Alfie auch wirklich begeistert. Er hat sich immer für unseren Globus interessiert. Als er sechs war, hat er gesagt, er wolle an jeder Stelle der Erde wenigstens einmal im Leben gewesen sein. Als er acht Jahre alt war, zu Weihnachten siebenundsechzig, habe ich

ihm sogar ein Geographiebuch geschenkt, natürlich kindgerecht aufbereitet. Er hat sich riesig gefreut. Einige Wochen später habe ich ihn dann natürlich die Hauptstädte abgefragt. Er hatte versprochen, sie fleißig zu lernen und alle zu können. Freilich konnte er nicht alle. Na ja, ich habe ein wenig gelacht, als er falsche Antworten gegeben hat. Konnte ja froh sein, dass ich nicht geschimpft habe. Ich habe herzlich gelacht. Er ist weinend aus dem Wohnzimmer gelaufen. Seitdem zeigt er an Geographie kein Interesse mehr. Ich kann es mir nicht erklären. Er ist halt viel zu empfindlich! Und weißt du, was er gemacht hat?“

„Was?“

„Er hat sich einfach einen anderen Planeten ausgedacht, zusammen mit seinem Bruder Ivo. Sie nennen ihn die Fantasie welt. Alfie hat neuerdings sogar eine Landkarte dazu gezeichnet. Sollte er lieber die richtigen Länder und Städte unserer Erde lernen! Und dann verbringen sie die freie Zeit damit, mit Spielfiguren die Abenteuergeschichten zu spielen, die auf ihrem Planeten stattfinden sollen. Dabei werden die verschiedenen Zimmer und Stellen unseres Hauses zu Ländern, Gebirgen und Schluchten auf ihrem ausgedachten Planeten. So vertut er seine Freizeit, statt zu lernen. Würde es in seinen Spielen wenigstens um echte Länder und um echte Städte gehen, dann hätte ich gar nichts dagegen.“

„Und in den Hauptfächern hat er Probleme in Mathematik?“, fragt Opa Gustav.

„Ja, da steht er auch auf fünf. Der Lehrer ist freilich auch nicht gerade der Einfühlsamste. Er ist ein verknöchertes Mensch, ein Anthroposoph, hat seltsame und verschrobene Ansichten. Er ist stur und hat seine Prinzipien. Einfühlungsvermögen gleich null. Er sieht aus wie ein Holzkopf. Alfie mag sein Gesicht nicht.“

„Aber alle anderen Fächer sind in Ordnung?“, fragt Opa Gustav in prüfendem Ton.

„Da steht er durchweg auf befriedigend, zwischendurch auch mal auf gut. Aber die Sache mit Mathematik und Geographie macht mir schon Sorgen. Weißt du, ich habe halt immer Angst, dass sich der Alfie als ein Versager herausstellt.“

„Sicher“, sagt Großvater Gustav, „Mathematik ist ein wichtiges Fach.“

„Und es wird immer wichtiger“, bekräftigt mein Vater. „wenn man den technischen Fortschritt bedenkt. Im Juli ist man schon zum Mond geflogen.“

„Ja“, sagt Gustav, „und wer hätte das gedacht, als ich geboren wurde?“

„So ist es“, bestätigt der Vater. „Die Technik macht rasante Fortschritte, es ist gar nicht auszu-denken, wie es weitergehen wird. Wer weiß, wo wir in fünfzig Jahren stehen werden. Ich wage es mir gar nicht vorzustellen. Da wird man sicher seinen Fuß schon auf den Pluto setzen. Und mein Griechisch-Lehrer Olbricht hat ja nicht an seine Existenz geglaubt! Als er uns als Schüler fragte, welche Planeten nach griechischen Göttern benannt sind, habe ich Pluto genannt. Dieser war damals gerade entdeckt. Olbricht wollte mir nicht glauben, und er hat mich höhnisch ausgelacht. ‚Hoho, Pluto! Setz dich, Scholle!‘, hat er gesagt. Na, der wird sich später noch gewundert haben! Ich habe ihn damals als dreizehnjähriger Schüler gründlich belehrt!“

„Du wolltest schon immer alles besser wissen“, höre ich meine Mutter sagen, die sich offenbar

im selben Raum befindet.

„Mit Recht“, sagt mein Vater, „mit Recht! In diesem Fall wusste ich's besser. Und ich sage euch: In etwa fünfzig Jahren wird man auf Pluto eine Raumstation errichtet haben. Auch von Freiburg aus werden die Raumschiffe starten. Diese Entwicklung hält nichts mehr auf!“

„Ich werde 's ja nicht mehr erleben“, sagt Opa Gustav, „vielleicht aber du. Du könntest es mit knapper Not gerade noch schaffen.“

„Das ist sehr fraglich“, sagt mein Vater. „So alt will ich gar nicht werden. Ich habe jetzt schon genug vom Leben. Immer Ärger mit den Kindern! Aber, frage ich mich immer wieder, was wird dann aus Alfie, wenn ich nicht mehr bin? Was wird aus Alfie ohne die Mathematik? Was wird er machen, wenn er einmal zehn oder fünfzehn Jahre älter ist als ich? Ich wage gar nicht daran zu denken! In spätestens zweihundert Jahren werden die Menschen wohl schon zu den Sternen aufgebrochen sein. Wir können froh sein, dass es so weit bisher nicht gekommen ist. Da würde dann der Alfie der vollkommene Versager sein bei seinem mathematischen Geschick! Ehrlich gesagt, ich hab auch so schon wenig Hoffnung, dass aus ihm was wird.“

„Was macht eigentlich der Kleine?“, möchte Opa Gustav wissen.

„Ivo? Ja, der wurde gerade erst eingeschult. Viel kann man da noch nicht sagen. Allerdings hat er wohl Schwierigkeiten mit der Rechtschreibung. Er ist wahrscheinlich Legastheniker.“

„Mein Gott“, stöhnt Opa Gustav. „Was kann man da machen?“

„Nachhilfestunden“, meint mein Vater. „Immer nur Nachhilfestunden! Mehr können wir da nicht tun. Möglicherweise wird er noch ein schlimmerer Versager als sein Bruder. Mit dem hatten wir zumindest damals solche Schwierigkeiten nicht. Nein! In fünfzig Jahren möchte ich nicht mehr da sein!“

Ich betrachte Ivo, wie er auf dem Sofa eingeschlafen ist und sich von unserer Autofahrt erholt. Er ruht in seiner gelben Strickjacke. Und plötzlich rufe ich, drohend in Richtung Zwischenraum, dem Vater zugewandt, wie aus einer Eingebung heraus: „Doch, du wirst es! Du wirst da sein, das sage ich dir! Aus mir wird etwas!“ Keiner beachtet mich.

Während die Eltern noch mit dem Großvater plaudern, betrachte ich gedankenverloren das Bild, das über dem Sofa hängt. Die Bauern, die ihre Körbe so stolz auf den Köpfen tragen, wissen von nichts. Hilflos sind sie in ihre Landschaft gebannt. Ich überlege, was geschähe, wenn für sie die Welt schon außerhalb des Bilderrahmens enden würde. Möglicherweise würden sie es gar nicht merken. Außerhalb der Zipfel ihrer kleinen Welt könnte das Nichts gähnen und sie wüssten es nicht. Auch wenn man ihnen von zahllosen Welten erzählte, sie stünden in dem festen Glauben, innerhalb des Bilderrahmens sei das All. Und sie selber, innerhalb des kleinen Alls, seien wohl der Mittelpunkt von allem. Das glauben sie ernsthaft. Sie glauben an nichts anderes als an die Heuernte. Mir dagegen macht es Angst, die Möglichkeit auszumalen, dass außerhalb des Rahmens ihrer kleinen Welt ein bares Nichts gähnt. Ich schrecke förmlich vor der Versuchung zurück, so etwas zu denken. Und doch: Ich muss es denken. Die Versuchung ist ein Sog, dem zu

widerstehen mir unmöglich ist. Ich werde hineingerissen. Ich muss denken: Lassen wir die Felder und Fußwege der kleinen Welt an den inneren Rändern des Bilderrahmens abbrechen und in das Nichts entschwinden, die Bauern würden es gar nicht bemerken. So sehr vertieft sind sie in ihr Geschäft. Sie sehen nur das, was vor ihnen liegt, das goldene Feld und das Heu und den dunstigen Himmel. Sie bemerken auch nicht, wie bedürftig ihre Landschaft ist, wie trostlos. In dieser Welt ist es gerade so, als würde es nie Tag. Und mitten im Tag ist Schlaf, und jeder hält die eigene Gemeinschaft für die „Welt“ und jeder glaubt, er selber sei die Hauptperson, und alle sind von Schlaf umfungen. Seit Jahren hängt das Bild in dieser Wohnung, und die Bauern sind auf ihm in ihrer Zeit erstarrt, gefangen in ihrem eigenen Tag. Für diese Menschen gibt es nichts außerhalb. Wer wird sie wecken? Sie leben und sterben in Unwissenheit. Sie glauben an ihre konstante Gegenwart. Sie richten sich ein in ihrer Gemütlichkeit, die ihnen ihre Geschäftigkeit verdeckt. Und die Geschäftigkeit verdeckt das heimliche Zerrinnen. Am Ende lauert der Tod.

Gegen zwölf Uhr schließlich gehen wir essen, in ein benachbartes Lokal der Wannerstraße. Es liegt am Ende der Straße in Bahnhofsnähe. Eltern und Großeltern plaudern über belanglose Themen. Schulleistungen werden in meiner und meines Bruders Gegenwart nicht angesprochen. Offensichtlich wollen sie uns schonen. Doch als die Buchstabensuppe aufgetischt wird, die Ivo und ich uns gewünscht haben, kommt der Opa Gustav unwillkürlich auf seine Pflichten als Lehrer zu sprechen. Er fragt Ivo: „Hast du denn schon alle Buchstaben gelernt?“ Mein Vater, der Oberbibliotheksrat, beginnt Ivo darauf unverzüglich abzufragen. Ivo weiß so manches nicht. Plötzlich hält mein Vater inne. Ein trüber Gedanke scheint ihn nicht loszulassen. Sichtlich krampfhaft versucht er das Thema zu wechseln. Opa Gustav aber hat Geschmack an der Methode seiner Befragung gefunden. Er lässt Ivo einige der Teigbuchstaben auf seinem Löffel verteilen und sie benennen. Ivo weigert sich und ruft: „Bist du hier der Boss?“ Großvater Gustav erleichtert. Seine Züge sind vom Zorn gezeichnet. Schon will er schreien, will den sechsjährigen Bengel in die Schranken weisen, der es wagte, ihn, den Siebenundachtzigjährigen, so schamlos anzufahren. Aber der Vater winkt ab. „Lass gut sein!“, spricht er. „Es hat sowieso keinen Sinn. Wenn Ivo so alt ist wie du, wird man die Buchstaben anders aussprechen. Dann wird die Weltsprache Englisch sein. Die deutsche Sprache stirbt allmählich aus. Bald wird sie eine tote Sprache sein, mit der sich Wissenschaftler und Linguisten befassen. Sie wird gerade so tot sein wie heute Latein. Deutsch ist viel zu kompliziert, diese Sprache wird nicht überleben, es wird ihr bald ergehen wie schon dazumal den Dinosauriern. Englisch wird Weltsprache werden, das ist schon vorprogrammiert. Englisch ist viel einfacher und knapper. Das hab ich schon immer gesagt! Also lass Klein Ivo nur in Frieden. Was soll man sich auch noch ablagen? Es ist nicht zielführend. Die Deutschen sterben aus. Es fragt sich sowieso, warum wir überleben sollen. Wir haben es gar nicht verdient. Die Deutschen haben versagt.“

„Aber Werner, nicht so pessimistisch!“, ruft die Mutter. „Wir gehen doch besseren Zeiten entgegen! Wir haben die geburtenstarken Jahrgänge, das Wirtschaftswunder, und in den städ-

tischen Schulen sind die ‚Tatzen‘, die Schläge auf die Finger, abgeschafft. Willst du das nicht Fortschritt nennen? Du bist viel zu pessimistisch!“

„Pessimistisch oder nicht, es ist doch wahr! Und überhaupt: Wenn man bedenkt – sobald man auf die Welt kommt, ist man reif zum Sterben. Was hat das Ganze für einen Sinn? Selbst wenn man ein hohes Alter erreicht – man kann es ja vorher nicht wissen, wie alt man wird. Man wartet jeden Tag nur auf sein Todesurteil, und alte Menschen müssen neunzig Jahre darauf warten. Ist das ein Spaß? Ich meine, das ist kein Spaß. Und je älter einer wird, desto wahrscheinlicher ist es, dass ihn das Todesurteil in kürzester Zeit ereilt.“

Großvater Gustav hat es die Sprache verschlagen. Er sagt kein Wort mehr. Alle essen schweigend. Wir zahlen und kehren schweigend zurück.

Im Haus der Großeltern gibt es nicht viel zu tun. Wir sitzen eben beisammen. Die Eltern reden Belanglosigkeiten. Der alte Gustav stützt sich auf seinen Stock. Luise sitzt in ihrem Sessel, ganz in sich versunken.

Gedanken lassen sich nicht vermeiden, sie geben nicht Ruhe. Immer hat das Leben Leerlauf, die Gedanken nicht. Es geschieht nicht. Das scheint auch das Großelternpaar zu spüren. Beide gehen auf den Gang hinaus, schlurfen über den Holzboden und kehren wieder zurück. Opa Gustav geht ins Nebenzimmer und Luise setzt sich wieder in den Sessel.

Die Zeit vergeht auch ohne mich, ich weiß das. Und die Gedanken sind leer. Sie kreisen um sich selbst, sie suchen nach Inhalt. Und ich tue alles, um ihnen Stoff zu geben. In einer plötzlichen Aufwallung meines Bewegungsdranges stehle ich Oma Luise den Stock, nehme ihn ihr einfach weg. Sie aber lächelt. Ich halte ihn ihr hin, zum Scherz, bereit ihn wieder wegzuziehen, sobald sie zugreift. Doch sie hat nur ein Lächeln dafür übrig. Sie lacht nur hilflos, und die Augen werden schmale Falten. Ich sehe, dass sie es nicht ernst nimmt. Aber ihre Freude, die sie daran hat, diese Freude, die ihr aus den Augen leuchtet, sehe ich ebenfalls. Als ich ihr den Stock wieder hinstelle, erlischt die Freude aus ihren Augen. Der Blick wird matt, und endlich schließt sie die Augen wieder und dämmert dahin.

Der alte Gustav ruht auf seinem Sofa, und wir Knaben schlafen mit. Wir sitzen alle nebeneinander. Auch die Eltern ruhen auf dem Sofa aus. Sie dämmern vor sich hin, und auch wir Kinder folgen ihnen in dieser ruhenden Tätigkeit. Es gibt nichts weiter zu tun. In das Dahindämmern mischen sich seltsame Träume. Seltsam auch, wie ausgedehnt die Augenblicke im Land der Dämmerung sind und die Sekunden sich allmählich mit dem Meer der Zeit erfüllen. Die große Standuhr in der Stube schlägt dazu den Takt.

Plötzlicher Wechsel der Dimensionen, als wäre man wieder zu Hause, in einem Land, das man im Dämmern bereist. Wir scheinen umzukippen in eine andere Weise der Existenz. Dies gibt dem neu erfahrenen Zustand den Anschein von Dauer jenseits der tickenden Uhr. Die ungeahnten Tiefen des Augenblickes werden geöffnet, Meerestiefen ähnlich, die uns Menschen seit jeher umwogen, untergründig und unerkannt. In solchen vertieften Augenblicken sind Gedanken wie in einem Meer vernetzt, nicht wie gewöhnlich geordnet und aufgereiht. Die Tiefe des Schlafes

speist sich aus diesem Meer. Im bloßen Wegdämmern erfahren wir die Weite, die uns befreit und innerlich gleichmütig macht gegen den rastlosen Lauf. Wir blicken abgeklärt in diese Weite hinaus, während wir in der Dämmerung versinken. Dann löst sich die Enge der schleichenden Zeit. Ihr drohender Zugriff jedoch wirkt noch im Untergrund fort, nur ausgebreitet wie in stillen Meerestiefen. Als ob die Zeit stillstünde. Die schwebenden Erinnerungen sind in ihrer Offenheit wie ein Meer, sie strömen nicht mehr durch die Durchgangspforte eines Augenblicks. Wie offen schwebend sind sie aufgelöst in diesem ruhenden Meer. Ich versinke in der Dämmerung.

Der alte Mann hat sich soeben seiner Pantoffel entledigt, braun, von zottigem Fell überzogen, um sich schlafen zu legen. Die graue Rinde des Stammes bietet ihm Schutz, und er klettert an ihr aufwärts, voran die braun- und weißgestreifte Zipfelmütze. Die Zipfelmütze ist nicht aus Leinen. Es ist eine Zipfelmütze aus Fell. Aus dem Fell einer Raubkatze. „Welche Mühsal!“, scheint er zu stöhnen. Dann aber naht der Schlaf. Alles schläft, von Düsternis umwogt – auch ich schlafe, und dieser dort ruht in tiefdunkler Einsamkeit. Dort birgt sich im Dickicht ein riesiger Vogel, der Menschen erschreckt. Sein mächtiger Schnabel ragt wie ein Mordwerkzeug aus der von stumpfem Grau gedämpften Farbenpracht seines Gefieders hervor, das grob und dicht den ganzen Körper umhüllt. Mag es ein Schuhschnabel sein? Nein, er ist einem solchen bloß ähnlich, der Schnabel ist härter, gekrümmter und schärfer. Es ist ein riesiger Vogel aus längst vergangener Zeit. Er rennt, schnell rennt das laufvogelartige Tier. Schrecken fährt durch meine Glieder. Er nähert sich dem Baum, auf dem der Fette ruht, und läuft am knorrigen Stamm empor. Weiß und blutleer liegt dort der Bauch, dessen Adern im düstern Mondlicht wie ausgesaugt wirken, und in diesen stößt er, von mir innerlich erwartet, stößt er den Schnabel, deckt auf den Rest der Kleidung, die den Wanst umhüllte, fängt an zu fressen, weißes, weiches Fleisch. Wie in die Brust eines gebratenen Hähnchens fährt er, der Schnabel mit schwarzgrauen Rändern. Deckt auch das Größte auf und schlingt es herunter, um bald auf die grauen Ränder des Knochens zu dringen, an deren Kanten das Fleisch sich bräunlich färbt. Immer noch atmet der Mensch im Traume, noch ist er nicht vor Schmerzen erwacht. Erwache doch! Erwache aus schrecklichster Not! Es frisst deinen Leib im Schlafe!

Und da sehe ich: Es liegen noch andere Menschen auf Bäumen gebettet, sie haben sich Nester gemacht. Menschen sind es aus einer vergangenen Zeit, die Wälder bewohnend, als noch überall Gefahren lauerten. Alle diese Menschen sind gefährdet. Furchtbare Vögel beherrschen die Wälder. Als ich das erkenne, wache ich mit Schrecken auf.

Soeben hat die Turmuhr der Herz-Jesu-Kirche eins geschlagen. Ein schrecklicher, hallender Klang. Ich laufe zum Fenster, starre hinaus. Dort erhebt sich mit zwei Türmen die Kirche, übermächtig und drohend, eine katholische Kirche, streng in ihrer Erhabenheit. Selbst als Knabe weiß ich, dass die Katholiken streng sind, dass sie dem Diktat des Papstes unterworfen sind. Wer ist dieser Papst? Ein Mensch der Drohung und Macht. Was macht solch ein Papst? Er droht

mit der Hölle. Solch eine Kirche ist ganz in die Hölle versenkt, glaubt an die Hölle, vertraut ihr und schöpft ihre Kräfte daraus. Sie kann nur zur Hölle verdammen. Vom Himmel weiß sie so gut wie nichts. Worin er bestehen soll, ist ihr ein ewiges Rätsel, und sie spricht von dem unerforschlichen Geheimnis. Aber die Hölle, mit der sie die Menschen bedroht, ist ihr bekannt, beinahe so, als würden sie nichts anderes kennen. Und die Uhr am Kirchturm ist ein Ausdruck der Vergänglichkeit, sie verkündet das Dahinschwinden der Lebenskraft, eingebettet in Macht und Drohung. Wie kann es anders sein, als dass die Menschen umgetrieben werden, selbst im Schlafe? Das unaufhörliche Ticken der Wanduhr unterstützt den drohenden Stundenschlag. Er sagt uns, dass das Schicksal unabwendbar ist, dass alles zerrinnt, dass nichts sich halten lässt, dass die Stunde vorbestimmt ist, die uns droht, gnadenlos vorbestimmt durch die Ziffer auf dem Zifferblatt der Uhr. Der Schlaf vermag darüber hinwegzutäuschen, aber er hebt das Verhängnis nicht auf. Wie ist es nur möglich: in der Zeit zu sein, in ihr sich lebendig zu fühlen und dennoch unentrinnbar dem Ende des Tages ausgeliefert zu sein? Aber auch der Stundenschlag vermag nichts. Unaufhörlich schreitet die Zeit dahin, gleichgültig, grausam. Es geht weiter nach dem Stundenschlag. Auch der Sonntag geht unaufhaltsam zur Neige. Der Schlaf des Vergessens verhindert dies nicht. Ich aber will nicht vergessen, will nicht den Sonntag verschlafen. Darum bin ich wach und blicke aus dem Fenster nach der Kirche. Welche Verkörperung drohender Macht, die Angst vor Strafe erzeugt! Ist der Sonntag nur zum Schlafen da? Ist er da, um uns die Angst im Untergrund ständig vor Augen zu führen? Sollen meine freien Kräfte, die ich in der Freizeit entfalten will, in der bloßen Tatenlosigkeit vergehen? Ist nicht der Sonntag ein Zwang der Kirchenleute, die Drohung zu fühlen, in Angst und Lähmung zu fallen? Unaufhaltsam naht der Sonntagabend. Unaufhaltsam naht die Rückkehr in die Heimatstadt. Wer kann es verhindern? Schon jetzt ist es entschiedene Sache.

Aber die Großeltern stört das nicht, sie dösen im Sofa, als habe der Tag nie ein Ende. Fürchten sie denn nicht die Zeit, die unaufhaltsam zerrinnt? Der Himmel badet sich in fahlem Leuchten, und bleiche Leere scheint von den Sternen herunter. Alles ist eingehüllt. Was mag sich hinter dem bleichen Himmel verbergen? Niemanden interessiert das. Drückende Schwere lastet auf allem. Ungemessen, in Träumen versunken, verstreichen Minuten schweigend dahin. Wer will sie erleben, wer will sie am Leben erhalten? Ich muss das Schweigen durchbrechen, ich muss mich wehren, muss mich erweisen im Tun. Es fällt mir schwer, unendlich schwer, als ob ich in Träumen läge. Was hält mich zurück? Ein dösender Nachmittag. Ich raffte mich auf. Über die Holzdielen schleiche ich hin, zum Fenster hinüber. Ich schaue bebend hinaus. Ich betrachte die Kirchtürme der Herz-Jesu-Kirche, die Turmuhr des äußeren linken, deren Zeiger schweigend vorwärtsrücken: eine gleichgültige Macht. Eine Macht, die Menschen an sich reißt, die über sie herrscht und sie gefügig macht. Eine Macht, die den Dunstkreis, die Glocke, den Nebel, die graue Leere über sich braucht, um ihren Bann auszusprechen. Bann über Menschen, die schlafen und sich geborgen fühlen unter dem bleichen Himmel, einem verhüllenden Himmel, in den die Kirche emporragt, einem Himmel, der allein für sie gemacht ist. Niemand fragt, was über ihn hinaus

liegt. Alles umhüllt er als eine bergende Macht. Aber ich fühle: Es ist eine grausame Macht. Eine Macht, die richtet und umbringt. Unerbittlich rückt der Zeiger seine Runde. Nichts hält ihn auf, und doch kennt er kein Ziel, strebt unaufhörlich im Kreise. Ist es nicht so, dass niemals wieder in dem unendlichen Raum dieselbe Stelle durchmessen wird? Die Erde bewegt sich – und auch die Sonne. Alles, was geschieht, bewegt sich in seinen eigenen Raum. Für sich selber ist es unbestimmt und ungemessen. Wir halten den Raum, den wir kennen, für absolut. Wir glauben, dass die verschiedenen Zeiten niemals zugleich in ihm seien. Aber wir glauben es nur, dass es so sei. Es könnte auch so sein, dass alle Zeiten in ihm enthalten sind. Was wäre, wenn als Wahrheit gelten würde: Jede Bewegung zeitigt auf ewig den eigenen Raum. Während ich solche Gedanken denke, ein Knabe noch, und mir dabei schwindelt, begeben mich auf die Couch zurück, um neben dem Bruder zu dösen.

Während der Zeiger voranrückt und während die Erde sich dreht und um die Sonne herumrast, bleibe ich schlafend zurück. Ich wandere durch Räume, die man längst zurückgelassen hat, leere, unerforschte Räume, gelagert zwischen den Räumen unserer Gegenwart. Ihnen ist der Raum der Gegenwart entflohen, doch wurden sie keineswegs tot zurückgelassen. Auch sie sind lebendig, es ist kein Unterschied. Man findet sie, wenn die Räume Worte wären, gleichsam zwischen den Zeilen, unsichtbar, aber lebendig geblieben, in ihrer eigenen Zeit. Landschaften ziehen in meinem Innern dahin, Landschaften im Winter, Landschaften im Nebel, gefrorene Seen, schlittschuhlaufende Kinder, im Himmel lagernde Düsternis. Ich bin weit, weit von zu Hause fort. Ein Dorf liegt in der Nähe, in das Tal gebettet, unweit vom See. Die Menschen tragen ungewohnte Kleidung, dass man meinen könnte, auf einem Kostümfest zu sein. Und doch wirkt alles natürlich. Ein großer Kirchturm überragt das Dorf. Und ich weiß, hier gibt es Antworten zu finden, Antworten auf Fragen, die mich schon lange bedrängen. Wie mich der Kirchturm bedrängt – in seinem Widerspruch, die Freiheit zu haben, nach oben zu streben, aber die Macht zu haben, nach unten zu drücken. Ich schwebe über das Dorf, und endlich bin ich tatsächlich dort – in meinem eigenen Körper. Ich stehe vor dem Gebäude und versuche, eine schwere Tür aus Holz zu öffnen, was endlich gelingt. Ich trete durch das Portal der Kirche. Es ist eine große Halle. Viele Menschen haben sich darin versammelt, um eine Predigt zu hören, Frauen in langen, biedereren Röcken, Männer mit weiten Krägen und großen Hüten, was mir sauer aufstößt. Für Krägen habe ich durchaus nichts übrig, für derart große schon gar nicht. Nach meinem Empfinden verschwenden sie zu viel Raum, der anderweitig zu brauchen wäre. Von den Hemdenkragen meines Vaters unterscheiden sie sich freilich vorteilhaft durch ihre mangelnde Enge. Doch sie nehmen einen großen Raum auf ihren Schultern ein. Warum? Was wollen die Männer mit ihren Krägen verkörpern? Es ist möglich, dass sie ihnen eine Würde geben sollen, die ihnen in Wahrheit nicht zukommt. Sie verschwenden ohne Nutzen Raum. Sie sind schlicht und protzen doch. Wo bin ich gelandet?

Die Blicke aller sind auf die Kanzel gerichtet, die sich in großer Höhe an der Wand erhebt. Dort

steht der schwarzgekleidete Pfarrer. Sein Gesicht ist schmal und lang. Seine Augen sind blutunterlaufen von einer durchwachten Nacht. Sein Bart ist lang und eisgrau durchwachsen. Er trägt eine dunkle Kappe auf dem Kopf, die tief in die Stirne reicht. Er predigt mit dünner, heiserer, fester Stimme. Seine Predigt hält er auf Französisch. Er liest sie offenbar von einem Manuskript. Ich habe keine Kenntnisse in dieser Sprache, von einigen wenigen Worten abgesehen. Ich bin in der fünften Klasse und habe mit Englisch begonnen, und doch verstehe ich jedes Wort. Mit nichts von dem, was er sagt, kann ich mich einverstanden erklären. Er behauptet, alle Menschen seien von Gott nach dessen freier Wahl zum Himmel oder zur Hölle geschaffen. Da könnten sie machen, was immer sie wollten, es nütze ja nichts, sie könnten von sich aus nichts bewirken. Denn was die Menschen dachten und taten, sei ausnahmslos schlecht. Sie hätten allesamt die Hölle verdient. Vor dieser gerettet werden könnten sie nur durch Gottes erbarmende Gnade, die Gott nur denen zukommen lasse, die er vor Ewigkeiten dazu erkoren habe. Alle anderen, die Mehrheit, seien rettungslos verloren. Nur den verdienstlos Auserwählten Gottes werde der Himmel zuteil. „Woran erkennt man nun den Auserwählten?“, spricht der Prediger. „Sind es die Werke? Nein! Der Mensch ist schlecht seit Adams Sündenfall. Er vermag von sich aus gar nichts, also sind auch seine Werke nichtig. Außerdem besagt die Schrift, dass Werke uns vor Gott nicht rechtfertigen können. Darum ist es auch nicht möglich, einen Erwählten an seinen Werken klar zu erkennen. Trotzdem sollten wir uns bemühen, Gutes zu tun. Denn wer Böses tut, an dem erkennen wir auf jeden Fall, dass Gott ihn zur Hölle bestimmt hat. Nun, wo bleibt aber der Trost, wenn keiner aufgrund guter Werke, die er getan hat, sich sicher sein kann, zu den Erwählten zu zählen? Ich möchte Ihnen Gewissheit geben! Wer zu unserer Gemeinde zählt und zu der wahren Lehre steht, die ich verkünde, indem er Gottes Majestät demütig anerkennt, der darf sich zu den Geretteten zählen. Der darf sicher sein, dass er erwählt ist. Sie alle, meine lieben Bürger, zählen zu den Auserwählten, wenn Sie glauben, was ich Ihnen sage!“

Keiner der Versammelten wagt seine Stimme zu erheben. Alle Bürger bleiben stumm, als glaubten sie den ungeheuerlichen Unsinn, den sie gerade vernommen haben. Es ist unglaublich, wirklich unglaublich! Wie kann man so etwas glauben? Wie kann man schweigen, wenn man es nicht glaubt? Ich fasse es nicht. In meinem Inneren brodelt der Zorn. Ich rufe laut, dass alle es hören: „Und was ist, wenn einer gut sein will, kann dann Gott etwas dagegen haben?“

Ich weiß nicht, ob man mich verstanden hat, aber die Leute stutzen. Und der Pfarrer auf der hohen Kanzel erbleicht. Dann scheint sich sein Gesicht vor Zorn zu röten. „Werft diesen Knaben hinaus!“, schleudert er wütend den Menschen entgegen. Ordnungshüter kommen und ergreifen mich. Ich werde hinausbefördert. Sie zerran und reißen an mir, sie drohen mir Strafe an. In diesem Augenblick schlägt mit Getöse die Kirchturmglocke dumpf und gnadenlos. Einmal und ein zweites Mal. Die ganze Landschaft entdämmert mir, und ich rase mit ungeheurer Geschwindigkeit an eben den Ort im tiefen Raum zurück, von dem ich gekommen bin. Ich erwache auf dem Sofa. Es ist zwei Uhr nachmittags. Die ersten goldenen Sonnenstrahlen durchdringen den Nebel. Langsam erhebe ich mich. Ich habe Durst bekommen. Meine Kehle brennt vor Trockenheit,

mein Herz vor Zorn. Ich gehe in das Nebenzimmer, um ein Glas Sprudel zu trinken. Dort treffe ich auf meinen Vater, der in den Bücherregalen stöbert. Er holt ein Buch des Dichters Uhland hervor und versucht mich für die Verse zu begeistern. Ich höre ihm zu. Die Balladen klingen schauervoll. Aber lustig sind sie auch, da ohne Zweifel übertrieben. Der Vater liest sie mir mit klingender, erhobener Stimme vor: „Zur Rechten sah man wie zur Linken einen halben Türken heruntersinken!“ Wer sollte das glauben? Es ist zweifellos nicht ganz real. Dennoch regt es mich zu eigenen Gedichten an. Dann schlägt er ein anderes Buch auf, ein dickes Geschichtsbuch. Er legt es aufgeschlagen auf den Tisch. Was sehe ich da? Gehängte Menschen. Nackte, reihenweise aufgehängte Menschen! Ich fasse es nicht. Auf meine entsetzte Frage erwidert der Vater, es seien Wiedertäufer. Diese hätte man früher verfolgt. Was sind Wiedertäufer? Das waren Leute, die glaubten, dass Kinder unschuldig sind. Sie glaubten, dass man die kleinen Kinder deshalb nicht taufen müsse. Man solle nur die Erwachsenen taufen, die mündig seien, den Glauben anzunehmen. Die Taufe sei nur ein Zeichen des Glaubens und habe nichts Magisches an sich. Da waren aber die Kirchenleute dagegen. Sie glaubten, dass man kleine Kinder taufen lassen müsse, damit sie, wenn sie stürben, in den Himmel kämen. Darum brachten sie die Wiedertäufer um. Man sah in ihnen gefährliche Leute, die Kinder um ihr Seelenheil bringen.

Ich wanke zum Sofa zurück. Ermattet setze ich mich. Wie ist es möglich? Ich habe ja doch so lange geschlafen. Warum bin ich noch so müde? Aber jetzt erkenne ich: Es ist der Schlaf im Inneren der Zeit, Schlaf, den die Zeit schläft, Schlaf, der in ihr wohnt. Es ist die Zeit, die schläft. Und nur erwachend wird das Maß an ihr genommen, aufwachend wird der Punkt der Gegenwart fixiert. Dazwischen schlummert sie in ihrem Eigentum – und ist nicht messbar. Wer will sie messen, wenn sich in ihr die Sekunden zu Äonen dehnen, nur der Stundenschlag sie aus der Selbstvergessenheit erweckt? Vorher hat sie keiner je gemessen, denn ihr Inneres ist frei. Nur durch Lärm glaubt diese Welt da draußen, sich in ihren Besitz zu versetzen und sie für sich in Bande zu schlagen, wenn sie nur „Tick-Tack, Tick-Tack“ macht. Tick-Tack, Tick-Tack macht die große Standuhr in der Wohnung. Sie zählt die Sekunden, die scheinbar unwiederbringlich ins Nichts zerrinnen. Ich bin sehr müde. Ich habe wieder auf dem Sofa Platz genommen, den Kopf in die Polsterkissen gebettet. Der Schlaf löscht alles aus, was draußen ist. Es ist möglich, der Geräuschkulisse zu entgehen, sich zwischen die Zeilen des Taktes zu flüchten, wo er nicht hinreicht. Dann durchbrechen wir den Takt, berauben ihn seiner Zudringlichkeit und entkommen seiner Macht. Es ist wie ein Metallgitter, durch das wir schlüpfen, um dann frei zu sein. Wir glauben im Ticken der Uhr die Tiefe der Zeit zu ermessen, sie nahtlos zu erfassen, aber was zwischen dem Takt liegt, ist unserem Zugriff verschlossen. Wir wissen nicht, was in der Zeit vorantreibt. Wir hören nur immer das Endergebnis. Vergessen zwischen jeder Zeile der Erfassbarkeit. Fortdämmernd entwinde ich mich der Forderung, die eine tickende Wanduhr an mich stellt, ihr mehrmals in der Sekunde Aufmerksamkeit zu schenken. Ihre Mahnung wird bedeutungslos. Die Gegenwärtigkeit des tickenden Geräusches entschwindet im Gleichmaß des Schweben-

zustandes. Ich werde entrückt. Ich fühle, wie ich durch den Raum geschleudert werde – und mit dem flüchtenden Raum auch durch die Zeit, die zwischen den Räumen zu Hause ist. Wieder komme ich in einer großen Stadt an. Die schiefen Dächer der Häuser ruhen im dämmernden Abend. Alles ist ruhig. Gemütlich gehe ich durch enge Gassen, gehe über Kopfsteinpflaster. Über mir schütten die Leute Kübel voll schmutzigem Wasser aus. Es sind große, plumpe Holzkübel, die von eisernen Ringen umgeben sind. Plastik ist nirgends zu sehen. Sie schütten das Wasser über mir aus, aber es trifft mich nicht. Denn ich trete rechtzeitig beiseite. Am Ende der Gasse ist eine Lichtung. Dort erspähe ich, von feurigem Lichtschein erleuchtet, einen gewaltigen Dom. Ich strebe ihm zu. Bald ist die Pforte erreicht. Neugierig geworden versuche ich sie zu öffnen, was mir am Ende gelingt. Ich trete ein. Die große Halle liegt im Dämmerlicht. Die Wände mit religiösen Bildern geschmückt. Ich wohne einem Kultus bei, der von Handwerkern und Würdenträgern zelebriert wird. Eine junge Frau wird in das Gewölbe der Kirche geführt. Die Männer, die sie führen, trage schwarze Kleidung. Ich folge ihnen unauffällig. Niemand scheint mich zu bemerken. Man weist sie an, auf einem Schemel Platz nehmen, der in einer Einbuchtung an der Wand steht. Die Frau ist nur mit einem langen weißen Hemd bekleidet, und ich glaube, dass sie friert. Es ist auch ziemlich kalt in diesem Dom. Da kommen Maurer in groben, schmutzigen Kleidern und häufen Ziegelsteine, die sie auf Karren herbeigeschleppt haben, vor der Mauer auf. Sie setzen Stein an Stein gerade vor die Einbuchtung, vor der die Frau sitzt. Erst denke ich, es handle sich nur um ein Schauspiel, zu dem die Schwarzgekleideten das Mädchen eingeladen haben, und bei dem sie zusehen soll. Aber als sich weiter Stein um Stein um sie herumfügt, regen sich Zweifel in mir. Ich denke: Was machen sie denn? Das ergibt ja gar keinen Sinn! In der Einbuchtung befindet sich ja eine Frau! Haben die Maurer denn gar keine Augen im Kopf? Da dämmert mir langsam der Sinn: Was die Maurer da in aller Seelenruhe tun, ist voll beabsichtigt: Die junge Frau soll in die Einbuchtung des Felsendomes eingemauert werden. Schon schaut nur noch eine kleine Lücke mit ihrem Gesicht aus der Mauer. Große, angstvoll aufgerissene Augen blicken mich an. Die Bauleute aber arbeiten weiter, während die junge Frau zu schreien beginnt, man solle sie herauslassen, es werde ihr zu eng. Die Maurer stellen sich taub. Direkt vor ihrer Nase setzt einer von ihnen noch einen weiteren Ziegelstein. Er streicht den Mörtel mit seiner Spachtel fest. Weitere Ziegel ersticken die Schreie der Frau, bis sie gedämpft verhallen. Ihr klägliches Wimmern stört keinen. Ich sehe es, erstarrt vor Entsetzen. Ungläubig stehe ich da, bin wie gebannt. Endlich erwache ich aus meiner Betäubung. „Was macht ihr da?“, rufe ich laut in den Saal. „Ihr mauert eine Frau ein? Aber ihr werdet sie töten!“

„Was ereiferst du dich, Junge!“, ruft der Priester, der die Maurer offenbar befehligt, durch die scharlachrote Kleidung als ein Kirchenfürst bezeichnet. „Wir tun, was rechtens ist. Dies sind meine treuen Maurer, Freimaurer, wenn du so willst. Sie dienen uns frei.“

„Aber was hat die Frau denn getan, dass ihr sie töten wollt?“, rufe ich laut, verzweifelt und voller Empörung.

„Sie hat nichts getan, als dass sie in Gefahr stand, die Menschen vom rechten Wege abzu-

bringen“, sagt der Priester. „Wisse denn: Die Frau ist, wenn sie sich uns fügt, die Wahrheit. Sie hat sich uns aber nicht gefügt. Darum mussten wir ihr Schranken auferlegen. Wir mussten sie festmachen. Und genau dies tun wir hier, es geschieht gerade jetzt vor deinen Augen. Wir müssen die Wahrheit bewahren, damit sie jedem verfügbar ist und niemand sich mehr an ihr verirrt und verwirrt.“

„Aber wenn ihr die Wahrheit einmauert, bekommt sie keine Luft mehr“, sage ich.

„Was kümmert es uns, ob die Wahrheit keine Luft mehr bekommt“, erwidert der Kirchenfürst.

„Sie braucht das nicht. Wir wollen sie ja besitzen. Deshalb zementieren wir sie ein. Dann können ihre Feinde ihr nicht schaden.“

„Aber sie wird ersticken“, rufe ich. „Sie wird sterben.“

„Nicht, wenn wir sie konservieren“, sagt der Kirchenfürst. „Dann lebt sie durch unseren Geist.“

„Wenn sie nur durch euch lebt“, widerspreche ich, „dann lebt sie nicht wirklich. Dann ist die Wahrheit gestorben.“

„Sie lebt durch uns“, beharrt der Kirchenfürst.

„Das kann sie nicht. Die Wahrheit kann nur durch sich selbst leben“, platzt es aus mir hervor.

„Nein, der Herr hat sie uns übergeben“, kündigt feierlich der strenge Mann.

„Und was ist die Wahrheit?“, will ich nun wissen.

„Es ist Vorwitz, so etwas zu fragen“, fährt mich der Kirchenfürst an.

„Weißt du es?“, frage ich ihn.

„Die Wahrheit ist ein Geheimnis Gottes.“

„Wenn die Wahrheit ein Geheimnis ist, wie könnt ihr sie dann besitzen?“

„Eben, indem wir sie einmauern, wie denn auch anders? Die Wahrheit erstickt darüber mitnichten, denn sie ist ewig. Wie sollte Ewiges lebendig sein? Wie sollte es je ersticken können? Das Lebendige ist zeitlich, doch das Ewige ist unbewegt.“

„Dann ist das Ewige tot?“ Mit dieser Frage protestiere ich.

„Das Ewige ist nicht tot, es ist lebendig im Schrein“, beharrt der Kirchenfürst. „Wir sind verantwortlich für seine Erhaltung! Zu diesem Zwecke wurden wir Priester.“

„Aber es wird unter euren Händen sterben“, sagte ich.

„Dieser Junge ist ein Ketzer. Führt ihn ab. Die Keller der Inquisition erwarten ihn schon.“

Bei diesen Worten ergreifen mich die anwesenden Männer, zwängen mir die Hände auf den Rücken, binden sie fest und führen mich ab. Über kalte Steinstufen zerran sie mich in einen finsternen, muffigen Keller hinunter. Durch dunkle Gänge schleifen sie mich. Dort befinden sich mit Gittern versehene Zellen. Sie öffnen eine von ihnen und stoßen mich dort hinein. Ich falle auf feuchtes Stroh. Ein übler Geruch steigt mir in die Nase. Vor meinen Augen sehe ich große, hässliche Ratten huschen.

„Morgen werden wir dich auf dein Bekenntnis prüfen“, höre ich den strengen Kirchenmann sagen. Wimmernd suche ich ein wenig Schlaf zu finden, denn ich bin so müde. Der durchdringende Geruch betäubt mich. Die Luft im Kerker ist stickig. Seufzend atme ich ein. Der

Geruch ist widerwärtig, lähmt mir das Bewusstsein. Tiefe Dämmerung umfängt mich. Mir droht der Erstickungstod.

[www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/identitaeten/](http://www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/identitaeten/)